

kommen!" in die Küche, und die Frauen begannen mit dem Filtern des Kaffees. Es war nämlich Sitte, s o f o r t zu Tisch zu bitten und mit dem Essen zu beginnen. Es gab also davor keine „social hour“/ kein geselliges Beisammensein, was wir meiner Meinung nach erst nach dem Krieg von den Amis übernommen haben.

Ein Überraschungsbesuch am Abend bedeutete ebenfalls kein Problem. Vor allem war es die Lehrerfamilie Hüber, die öfter zu einem Plausch erschien. Es wurden einfach Eier gekocht und mit Brot, Butter und in Gläsern eingeweckter Blut- und Leberwurst auf den Tisch gestellt, ergänzt durch geräucherten Schinken und Rauchwurst (Salami). Dazu gab es Schwarztee, auf Wunsch auch mit einem Schuss Rum. Im Winter bevorzugten vor allem die Herren einen steifen Grog aus reichlich Rum, heißem Wasser und Zucker, wobei es hieß: „Rum muss, Wasser kann“. Kräutertee pflegte man nicht anzubieten, denn die bei uns gebräuchlichen Sorten wie Kamille-, Pfefferminz- oder Holunderblütentee galten als Heiltee bei Unpässlichkeiten. Holundersträucher gab es wohl auf jedem Anwesen. Die Blüten wurden regelmäßig geerntet und getrocknet und kamen mit heißem Wasser überbrüht auch mit Erfolg bei kranken Jungtieren (Durchfall) zum Einsatz.

Gastfreundschaft: Selbst Minderheiten wie die nicht sesshaft gewordenen Zigeuner, die im Planwagen übers Land zogen und sich in Abständen bei uns einfanden, wurden nicht vor der Haustüre abgefertigt, sondern durften in der Küche eine Mahlzeit einnehmen. Je nach Tageszeit bekamen sie Brot, Butter, Speck, eingelegte Heringe oder Fladen (Streuselkuchen aus Hefeteig) vorgesetzt, letzteres, um etwas Weiches für die Babys zu haben. Die Mütter hatten da eine einfache Methode: Sie kauten die Brocken vor und schoben den Brei den Kleinen in den Mund. Mit allerlei Nahrungem und etwas abgelegter Wäsche versehen, fuhren sie dann dankbar weiter, allerdings nicht, ohne meiner Mutter vorher aus der Hand zu lesen. Da half ihr kein Protest. Sie verstanden es meisterhaft, sich ihrer Hand zu bemächtigen. (Wir alle wissen, daß die Zigeuner eines Tages „verschwunden“ waren, selbst die Sesshaften mit einer festen Arbeitsstelle wie die auf dem Gut Buchhof oder aus dem Schuppinner Bruch.)

Unsere Gastfreundschaft zeigte sich besonders bei „Dauergästen“, die 2-3 Wochen oder sogar länger bei uns blieben wie die Besucher aus dem Rhein-Ruhr-Gebiet, das damals bei uns Rheinland hieß. Zum besseren Verständnis muss ich auf die Zeit nach dem 1. Weltkrieg zurückgehen, in der sich viele junge Männer durch die schlechte wirtschaftliche Lage in Ostpreußen gezwungen sahen, im Rheinland auf Arbeitssuche zu gehen. Es ist ihnen dort nichts geschenkt worden, doch mit Zähigkeit, ostpreußischem Fleiß und Sparsamkeit gelang es ihnen, sich eine Existenz aufzubauen. Die Bräute holten sie sich aus ihrer ostpreußischen Heimat nach. So kam die Schwester meiner Mutter nach Wuppertal, eine Schwester meines Stiefvaters nach Köln, während eine andere Schwester ihrem Jugendfreund aus dem Nachbardorf Lindenhausen nach Leverkusen folgte, wo er bei BAYER -Leverkusen eine Anstellung als Schlosser gefunden hatte (und Jahre später sogar zwei Häuser sein eigen nennen konnte). Der Wunsch, die Verwandten und somit die Heimat möglichst oft wiederzusehen, ist wohl für jeden Ostpreußen nur zu verständlich. In unserer Familie waren es hauptsächlich die „Wuppertaler“ (Tante und Onkel mit den Kindern Kurt und Ursula), die jeden Sommer einen dreiwöchigen Urlaub auf unserem Hof verbrachten. Für meinen Onkel als Bahnbeamten war die weite Bahnreise mit der Familie kostenlos, sodass sie auch zu größeren Familienfesten kommen konnten. Ihre Besuche waren uns immer willkommen. Selbst von Bauernhöfen stammend, kannten sich Onkel und Tante ja bestens mit ländlichen Gepflogenheiten aus. Es war vor allem meine Tante, die, kaum angekommen, ihre Reisekleidung gegen Arbeitskleidung eintauschte und meine Mutter am Herd und Backofen zu entlasten suchte.